

lich, folgt aus den Grundgedanken des Ordenszweckes und hat die volle Gutheißung der Kirche, was für Katholiken als Gegenbeweis genügt. Aber Ignatius? Seiner Abstammung nach Bask, seiner Erziehung und seinen Idealen nach Spanier, als Ordensstifter und Heiliger durch und durch katholisch: wo ist die Verjudung? Seine Judenfreundschaft? Er wollte die Juden bekehren, und wenn sie gute Christen waren, wenn sie Aussichten boten, für das Christentum und die Kirche Apostel zu werden, wehrte er ihnen nicht den Eintritt in den Orden, unter Umständen auch nicht seine Freundschaft. Das ist kein völkischer Antisemitismus, gewiß; aber auch keine geistige Verjudung. Wenn jedoch rassistisch in einem Teil des Ordens Abkömmlinge von Juden infolge dieser Haltung des Ordensstifters im Laufe der ersten 50 Jahre zu einiger Bedeutung gelangten, so wurde in dieser Zeitschrift (1925) der Beweis erbracht, daß diese Bedeutung weit geringer war, als man sie oft hinstellt, daß jener Einfluß entweder mit dem nationalen und katholischen Geist Hand in Hand ging, oder — wie in dem Kampfe um die Verfassung zur Zeit Aquavivas — gerade an dem antisemitischen Widerstand innerhalb des Ordens scheiterte, und zwar so gründlich scheiterte, daß seit 1593 ein Trennungstich zwischen Jesuitenorden und Judentum auch in völkischer Hinsicht besteht. Die Verjudung des Jesuitenordens mußte sich also vor 1593 vollzogen haben. Wo ist jedoch der Beweis? Kofler läßt alles von Lainez kommen, dessen Einfluß auf dem Konzil zu Trient genügt, um von der Kirche zu sagen: Also „kann und muß man von einer gewissen geistigen Verjudung derselben sprechen“. Denn „der Jude Lainez, dem Formalismus und Gesetzesreligion im Blute lagen, war hervorragendster Schöpfer, Vertreter und Verfächter der katholischen Auffassung“. Wenn katholisch, wo ist das Jüdische? Und die Päpste, wie Paul III. und Pius IV.? Und die Bischöfe, die Theologen, auch Jesuiten, wie Salmeron und der hl. Petrus Canisius? So groß war die Bedeutung von Lainez nicht, daß sie dem Konzil ein diesem

eigenes, ein jüdisches Gepräge hätte geben können!

Doch der Verjudungsprozeß der Kirche, meint Kofler, habe sich auch nach Trient fortgesetzt: „Hin- und hergeworfen zwischen dem neutestamentlichen Geist der Liebe, des hl. Franziskus, und dem alttestamentlichen Geist des krassen Gesetzes, dem Geist der Jesuiten, ergab sie sich immer mehr dem Jesuitismus. Ganz besonders ist der deutsche Katholizismus in der kurzen Zeit von zehn Jahren — seit 1917 — in die Hände der Jesuiten gekommen“ (S. 39). Noch einmal: „Der jüdische Geist durchdrang den Jesuitenorden, der Jesuitenorden und sein Geist eroberte den Katholizismus als religiöse Form und als äußere Macht“ (S. 41). Wie sich das alles vollzog, wo sich Beweise und Anzeichen finden, woher Juden und Judentum zu solchem Einfluß gekommen sind, obwohl es seit dem 17. Jahrhundert fast keine Abkömmlinge von Juden im Orden gab: das alles wird nicht gesagt. Die Verjudung des Jesuitenordens und der katholischen Kirche ist ein Phantom, an das man glaubt und das man fürchtet, weil man sich immer im Halbdunkel der Vorurteile und der verschleierte Wahrheit bewegt.

Ludwig Koch S. J.

Die Kämpfe des Islams in Asien

Neue Spannungen zwischen Mohammedanern und Hindus, Wahabitenunruhen in Arabien und rätselhafte Aufstände in Afghanistan haben uns in den letzten Monaten wieder daran erinnert, daß die kriegerische Kraft des Islams noch lange nicht erloschen ist. Welche Bedeutung den Mohammedanern außerdem für die Entwicklung der Dinge in China zukommt, wie der heutige Islam auf die alte Kulturzone vom Roten Meere bis zu den Sundainseln wirkt, und wie schließlich diese unheimliche Macht dank der Verflochtenheit aller Weltinteressen auch uns Europäern drohend fühlbar wird, davon machen sich die wenigsten einen richtigen Begriff. Weit mehr Belehrung darüber, als der Titel „Hül-Hül“ vermuten läßt, bietet ein Buch

des opfermutigen Asienforschers Wilhelm Filchner (Berlin-Schöneberg 1928).

Die chinesische Bezeichnung Hui-Hui scheint ursprünglich bloß den mohammedanischen Tataren Ostturkestans gegeben worden zu sein. Später wurde sie durch den Sprachgebrauch auf alle Mohammedaner ausgedehnt. Filchner ist durch seine Studien und Reisen mehr mit den chinesischen als mit den übrigen asiatischen Mohammedanern vertraut, und so füllen den größten Teil des Buches gerade die Ereignisse aus der aufregenden Geschichte des Islams, die allgemein am wenigsten bekannt sind. Aber diese gewaltigen, seit der letzten Jahrhundertmitte von Afghanistan bis China reichenden Kämpfe, in die beständig auch Rußland und England verstrickt werden, sieht man bei Filchner im Zusammenhang der gesamten asiatischen Geschichte des Islams von den Tagen Mohammeds an. Erst so werden sie und wird überhaupt die heutige mohammedanische Bewegung in Asien verständlich.

Ein einziger Zug erhellt oft überraschend die Art dieser Menschen des Ostens. So wenn Filchner uns sagt, der Araber fühle sich in der großartig stillen Ode seiner Wüste ebenso heimisch wie der Europäer in der duftigen Frische von Gärten und Wäldern. Oder wenn wir lesen, wie der chinesische Befehlshaber der Burg von Jarkend stirbt. Als der Greis die belagerte Feste nicht mehr halten kann, steigt er mit seinen Lächtern und seinen Offizieren auf die Plattform des höchsten Turmes. Da trinken sie in feierlichem Schweigen Tee. Und sobald dann die feindlichen Mohammedaner den Sturm beginnen, blickt der alte Chineser mit leuchtenden Augen auf sein im Abendschein flatterndes Drachenbanner, klopft ruhig seine Pfeife über einem Gitter aus, unter dem die Pulverkammer liegt, und begräbt sich mit seinen letzten Getreuen unter den gesprengten Mauern. Wer vom Weltkrieg her nicht wissen sollte, wessen Europäer fähig sind, wird sich überlegen entsetzen, wenn er von Filchner erfährt, daß bei der Belagerung von Si-ning-fu Haufen von Leichen in den Straßen und vor den

Festungsmauern von Geiern und Schweinen verschlungen wurden, daß man gefangenen Männern und Frauen die Eingeweide herausriß, um sie den Hunden vorzuwerfen, und daß Herz und Leber getöteter Feinde in Wirtshäusern gebraten und verzehrt wurden. Das alles geschah und geschieht immer wieder von Menschen, die unsere Zeitgenossen sind — so wenig trennt uns von der ärgsten Barbarei.

Daß für derartige Grausamkeiten nicht ohne weiteres der Islam als Religion verantwortlich zu machen ist, sieht ein aufmerksamer Leser aus der Darstellung Filchners klar genug. Die nichtmohammedanischen Chinesen wüten ebenso unmenschlich wie die mohammedanischen. Genau so wild wie auf irgend welche Heiden stürzt sich eine mohammedanische Sekte auf die andere. Das war bereits im Mittelalter so: der mohammedanische Mongole Timur ließ nach seinem Sieg über den mohammedanischen Sultan von Delhi ohne Unterschied Christen, Mohammedaner und Heiden zu Zehntausenden schlachten. Damit steht nicht im Widerspruch, daß derselbe Timur bei andern Gelegenheiten die verschonte, die aus Furcht vor seiner rücksichtslosen Gewaltanwendung zum Islam übergingen.

Filchner berichtet übrigens noch aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Beispiel, wo ein mohammedanischer Herrscher einen augenblicklichen Massenübertritt zum Islam erzwang. Als Jakub Beg, der Schöpfer eines mächtigen mohammedanischen Staates in Turkestan, die Feste Kaschgar nach einer Belagerung von mehr als einem Jahre zur Übergabe gebracht hatte, mußte die 3000 Mann starke Besatzung den Islam annehmen. Nicht so restlos, wie unter dem Eindruck von Filchners Buch und im Einklang mit landläufigen Anschauungen vielleicht mancher meinen wird, sind solche Vorfälle aus dem mohammedanischen Glauben abzuleiten. Der Gedanke einer gewaltsamen Ausbreitung der Religion wurzelt tief in alten Staatsauffassungen, die in Asien noch nicht völlig überwunden sind. Er war früher auch christlichen Völkern durchaus

vertraut. Im französischen Rolandslied und ebenso in seiner deutschen Bearbeitung durch den Pfaffen Konrad, also in Werken, die immer als echter Ausdruck des Geistes der Kreuzzüge gegolten haben, lesen wir, wie Karl der Große in heiligem Eifer für Christus nach Eroberung Saragossas die Synagogen und Moscheen zerstört, wie dann „seine Bischöfe das Wasser weihen und die Heiden zum Taufbrunnen führen“. Wenn aber ein Heide sich dem nicht fügen will, dann läßt Karl ihn „hängen, verbrennen oder niederhauen“. Und so taufte man „mehr als Hunderttausend, die wahre Christen wurden“. Als einige Jahrhunderte später die Spanier in Amerika, die Portugiesen in Afrika und Indien ihre Eroberungen machten, war der Gedanke an kriegerische Ausbreitung des Evangeliums gemildert, aber nicht geschwunden. In den Briefen und Verträgen der Entdecker und der ersten Statthalter spricht sich diese Auffassung oft ganz ungehemmt aus. Ihr dichterischer Widerhall sind die ersten zwanzig Stanzas des siebten Gesanges in den Lusiaden von Camões.

Noch immer wird bei Mohammedaner-kämpfen alter und neuer Zeit zu wenig untersucht, ob politische und wirtschaftliche Ursachen zum Kriege getrieben haben, und ob dann selbstverständlich, wie es bei Kriegsführenden verschiedenen Bekenntnisses überall geschieht, religiöse Beweggründe zur Steigerung der Kampflust be-

nugt worden sind, — oder ob der Islam als Religion von sich aus auf kriegerische Ausbreitung eingestellt ist. Wie entschieden die zweite Auffassung von mohammedanischen Gelehrten abgelehnt wird, habe ich in dieser Zeitschrift (112 [1927] 100 f.) bereits gezeigt. Ein mit der Geschichte des Islams so vertrauter Forscher wie der jetzige preussische Kultusminister Carl Heinrich Becker wendet sich mit besonderem Nachdruck gegen die Gewohnheit, die erzwungene Anerkennung des mohammedanischen Staates fast ohne weiteres einem Zwang zur mohammedanischen Religion gleichzusetzen. Becker sagt geradezu, „von einer Ausbreitung der Religion durch das Schwert“ könne „nur in sehr beschränktem Maße die Rede sein“ (Die Religion in Geschichte und Gegenwart, herausgegeben von Schiele und Jscharnack III [Tübingen 1912] 707). In der für viel weitere Kreise bestimmten „Sammlung Kösel“ weist der Regensburger Hochschulprofessor Lippl in seiner vortrefflichen Darstellung des Islams die übertriebenen Vorstellungen von mohammedanischen Glaubenskriegen ebenfalls zurück. Sowohl für die Anbahnung des Weltfriedens wie für den Fortgang der christlichen Mission wäre es erspriesslich, gegenüber den mehr als zweihundert Millionen Mohammedanern endlich allgemein, unbeschadet begründeter Kritik, die überlieferten Vorurteile preiszugeben.

Jakob Overmans S. J.